

# Grund und Untergrund von Lenzburg

Autor(en): **Hefti-Gysi, Mathias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **6 (1935)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917758>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# GRUND UND UNTERGRUND VON LENZBURG

von MATHIAS HEFTI-GYSI

---

„Alles Tun der ganzen Natur ist ein ewiges Weben;  
aber verschlossen ist uns das Geheimnis Ihrer Fäden,  
ihrer Ketten und ihres Eintrages, bis auf wenige Spuren.“  
Pestalozzi, Der natürliche Schulmeister.

Wenn man vom Dorfe Brunegg, dessen braunrote Dächer freundlich und still verträumt über die Wipfel fruchtbarer Obstbäume hervorleuchten, gemächlich an der sonnigen Südlehne des Kestenberges emporsteigt, wird man in einer guten halben Stunde ohne sonderliche Beschwerde einen weiten Wiesenplan, vom Volke die „Ebnet“ geheißen, erreicht haben. Kaum hundert Meter tiefer unten nistet das Schloß Brunegg auf kräftiger Felsennase und äugt romantisch ins weite, sonnige Land.

Wer sich hier oben an einem prangenden Sommersonntag zu längerer, behaglich erfrischender Rast im Schatten der Bäume niederläßt, welche den ganzen Nordhang des Berges überziehen und schon längst auch auf den Grat geklettert sind, genießt einen Ausblick, der rings herum seinesgleichen suchen mag. Ein rechter Gottesfrieden scheint über dem Lande weit und breit zu liegen. Das ist dann auch die Stunde, wo Menschen schweigen, die Natur aber umso mächtiger zu reden beginnt.

Da liegt sie vor uns in hellem Sonnenglanze, die uns so wohlvertraute, liebe Heimat! (Bild: Ausblick vom Kestenberg!) Erscheint sie nicht geradezu als das Werk eines großen, genialen Künstlers, der einen schönen, lebensvollen Gedanken zu vollendetem Ausdrucke formte? Der wohltuende, ja beglückende Eindruck dieser Landschaft, eingesponnen in den ganzen Zauber einer erquickenden Ruhe und sanften Ausgeglichenheit, wirkt durch das Überwiegen der wagrecht streichenden Bildelemente, welche sich den entzückten Augen durch die großen, weit ausgreifenden Wälder und die ruhig dahinschweifenden, langgestreckten Bergrücken darbieten, besonders einschmeichelnd. Die weichen, runden Höhenlinien verraten, wie der Geologe sagen würde, das „Alter“ und die „Reife“ der Berge und Hügel, denn für den Erdgeschichtsforscher ist die Ausbildung von Tal und Höhen ein sprechendes Zeugnis für deren Vergangenheit und die zu erwartende Zukunft. Unsere Landschaft ist, bildlich gesprochen, versunken in die milde Sonnigkeit des beginnenden Alters! Sie hat die größten Kämpfe und Ereignisse an erschütternden und umstürzenden Naturvorgängen schon längst überstanden.

Auch eine „Gegend“ hat ihr Schicksal, ihr Werden, ihr Sein und Vergehen, wie Menschen, Tiere und Gewächse. Ein leises Gefühl der Wehmut beschleicht das Herz bei dem Gedanken, daß alles, was da so friedvoll und so traut zu unsern Füßen liegt, einst nicht mehr sein wird. Es ist ein Hauch der Vergänglichkeit, der uns kühl und gespenstig streift und uns darauf besinnen läßt, daß alles, was entsteht, auch wieder niedersinken muß. So sind es Worte großer Einsicht und weisester Lebenserfahrung, welche der gemütvollste Johann Peter Hebel dem guten Ätti in den Mund gibt, wenn er ihn zum Buben sagen läßt:

„... , und Alles nimmt en End,  
und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,  
und siesch am Himmel obe Stern an Stern?  
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch  
ruckt Alles wifers, Alles chunnt und goht.“

Doch Erdgeschichte, Erdenschicksal vollenden sich unendlich viel langsamer als Menschendasein, Menschenlos, denn ihnen ist zugewiesen, was uns nicht gegeben, Zeit und Dauer. Unmerklich kleine Vorgänge, kleinste, unbeachtete Ereignisse, die für den Augenblick nichts bedeuten, nichts scheinen wollen, summieren sich in Aeonenweite, ins Ungeheure. Die Zeit gibt der Natur und ihren steten Veränderungen jenes Große, ja Erhabene, das wir wohl nie voll begreifen und das über unsere letzte Einsicht geht. Wir sind verleitet mit Goethe auszurufen: „Gegen das Übergroße ist und bleibt man zu klein“<sup>1</sup>.

Diese Zeit ist es auch, die dem geologisch nicht geschulten Denken anfänglich die größten Schwierigkeiten bereitet, das Wechselspiel der Erdgeschichte richtig zu begreifen und zu erfassen. Während früher die Geologen für die Schilderung des Schauspiels der Erdgeschichte mit einem ganzen Requisit der abenteuerlichsten und riskantesten Katastrophentheorien aufrückten, neigen unsere heutigen Forscher weit mehr dazu, das Große im Kleinen zu suchen und für den Ablauf der Erdzeitalter<sup>2</sup> mit ihrem grandiosen und geradezu zauberisch

<sup>1</sup> Goethe an Frau von Stein in einem Briefe von Lauterbrunnen aus, unterm 9. Oktober 1779.

<sup>2</sup> Ähnlich wie man den Verlauf der Menschheitsgeschichte in verschiedene Zeitalter gliedert, so zerlegt auch der Geologe die Aufeinanderfolge der erdgeschichtlichen Wandlungen in eine Urzeit, Altzeit, in ein Mittelalter und eine Neuzeit. Auch in der Geschichte unserer Mutter Erde kommt den frühern Epochen eine weitaus längere Dauer zu, als den jüngern, uns näher liegenden. So veranschlagen heute die Forscher für die Urzeit der Erde einen Zeitraum von etwa 1200 Millionen Jahren! – für das Erdaltertum gegen 450 Millionen, für das Mittelalter ungefähr 150 Millionen und für die „Neuzeit“ bloß (!) 50 Millionen Jahre. Einige Jahre auf oder ab wollen da wahrlich nicht viel bedeuten! *Forts. Seite 6*

anmutenden Kulissenwechsel, den unmerklich kleinen Veränderungen, die sich jedoch durch ihre Beharrlichkeit und Dauer auszeichnen, eine bedeutungsvolle, ja die entscheidendste Rolle zuzuweisen. Das ist auch ganz im Sinne des greisen Weimarer Dichters, wenn er den Thales in seinem „Faust“ sagen läßt:

„Nie war Natur und ihr beständig Fließen  
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.  
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,  
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“

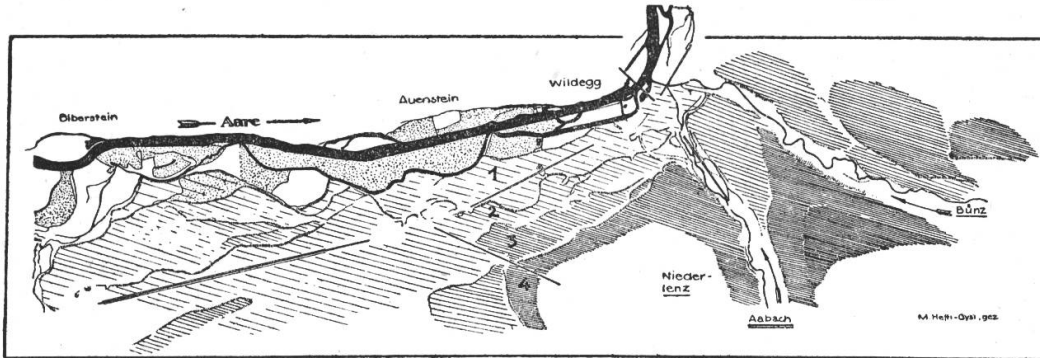
Und regelnd bildete sie auch die Form unserer Hügel und Berge! Es wäre ein großer Irrtum zu wähnen, daß diese Kuppen, Buckel und Rücken, die da vor uns sich dehnen, wölben und runden, durch Vulkane, durch riesige Erdbeben oder ähnliche gewaltsame Ereignisse aufgeschüttet oder emporgedrückt worden seien. Sie sind im Gegenteil durch bloße Herauswitterung aus einer mächtigen Sandsteintafel, welche das ganze Schweiz. Mittelland erfüllt, entstanden – Wind und Regen, Sonnenschein und Frost nagen und fressen, sprengen und schlämmen fortwährend an jeglichem Gestein. Körnchen um Körnchen wird gelöst, gesprengt und durch Rinnsale, Bäche und Flüsse weggeführt. Klein und unscheinbar ist für gewöhnlich das, was sie im Augenblick bewirken, doch auf die Dauer bekommen selbst diese kleinen und kleinsten Ereignisse ein Ausmaß, das sich geradezu ins Phantastische steigern kann.

Platten aus härterem Gestein, Muschelsandsteine geheißen, haben in unserer Gegend die darunter liegenden weichern Sandsteine bis heute vor endgültiger Verwitterung<sup>3</sup> bewahrt. Überreste einer einstmals gewaltigen Muschelsandsteinplatte bilden die Köpfe und Rücken von Schloß und Goffersberg, aber auch des nahen Stauffberges, nicht minder des wenig entfernten Lottenberges, der so „hablich“ auf die Dächer unseres Nachbardorfes Schafisheim herniederschaut.

Zu diesen Zahlen ist man durch sehr sorgfältige, mühsame Experimente, durch Beobachtungen und geistvolle Überlegungen gekommen. Nach Berechnungen unserer Physiker, die ihre Schlüsse aus dem Zerfall des Minerals Uran und seiner Umwandlung in Blei und Helium ziehen, ist auf unserm Menschenstern, seitdem hier das allererste Leben atmete, mindestens eine Milliarde Jahre verflossen! So stellt dieses seltsame Mineral Uran, auch schon in kleinster Menge, gewissermassen eine vollkommene „Weltzeit“-Uhr dar, sofern wir nur imstande sind, die Menge Blei, die sich aus einem Bröcklein Uran gebildet und den bleibenden Rest des Ausgangsstoffes zu messen.

<sup>3</sup> Verwitterung. Wo immer eine Felsmasse an die Erdoberfläche emporragt, verfällt sie den zerstörenden Kräften der Atmosphäre, d. h. den Einflüssen der Luft, des Wassers, der Sonnenstrahlung, des Temperaturwechsels, also dem Wetter. Wir bezeichnen darum diese Zerstörung als „Verwitterung“.

## Flußterrassen an der Aare zwischen Aarau und Wildegg.



Das südliche Ufer fällt in terrassenförmigen Stufen gegen den Fluß zu ab. Bei träger Flußbewegung pendelte der Lauf hin und her und lagerte große Mengen von Schutt ab. Bei vermehrter Zufuhr von Wasser, also kräftiger Erosion, schnitt sich die Aare neuerdings in den Schottermassen ein und schuf sich eine neue Talstufe. Dieser Wechsel zwischen Ablagerungs- und Erosionsarbeit ist jedenfalls durch Klimaschwankungen hervorgerufen worden. An der Aare sind deutlich vier solcher Terrassen zu unterscheiden. Die oberste liegt etwa 395 m hoch, der Fluß selbst hat bei Wildegg ein Niveau von 353 m; das ergibt somit eine Höhendifferenz von 42 Metern. Ähnliche Terrassen, nur in kleinerem Maße, wusch der Aabach südlich unserer Stadt aus der Schotterebene heraus.

Die Erosion, das Eingraben der Flüsse und Bäche (Aare, Aa und Bünz) erfolgte von der Mündung aus rückwärtsschreitend, also talaufwärts.

Die von Süden her dem Jura und der Aare zueilenden Gewässer haben im Laufe langer Zeiten mächtige Abflußrinnen herausgewaschen, die sich heute als die freundlichen Täler des südlichen Aargaus (Bünz-, See- und Wynental usf.), zu erkennen geben.

Während der Eiszeit wurden durch schreckhaft große Gletscher riesige Mengen von Schutt und Kies von den Alpen her in die Ebene hinaus verfrachtet oder hier durch wild reissende Gletscherbäche und Flüsse zu großflächigen Schotterebenen ausgeschüttet. Was von unserem Ausblick aus als „ebene“ Talausfüllung erscheint, ist zur Hauptsache fluvio-glacialer Schotter, d. h. der durch die ehemaligen Gletscher in unsere Täler hinabgeführte und von hier ausgeschwemmte Schutt. In diesen Schottermassen finden sich fast alle Gesteine der Alpen vertreten. Sie sind insofern als ein Geschenk zu betrachten, als sie dem Boden seine hohe Fruchtbarkeit gaben und ausgezeichnete Quellenbildner sind.

In diese Schotterebenen haben die Talabflüsse (Aa, Bünz, Aare) ansehnlich tiefe und mancherorts auch breite Rinnen eingegraben. Teile unserer Stadt liegen in einer solchen. Bahnhofstraße und deren Fortsetzung, die Rathausgasse, steigen vom Aabach aus recht bedeutend in die Höhe. Das Niveau der Schotterterrasse (Bahnhofquartier oder Wilmatten) liegt 15 bis 20 m höher als jenes des heutzutage so brav sich gebärdenden Aabaches. Außerhalb der kanto-

nalen Strafanstalt erreicht die Breite des ausgeräumten Bettes ein gutes Vierteltausend Meter. Durch Hin- und Herpendeln wuschen unsere Bäche und Flüsse auch an anderen Stellen ein weites Flußbett aus und schufen übereinanderliegende Flußterrassen, die der Gelehrte als Niederterrassen bezeichnet.

Sehr wahrscheinlich haben die Abflüsse aus unserem Seetal während der Anwesenheit und bald nach dem Rückzug des Gletschers, der vor vielen Jahrzehntausenden das Tal bis Seon hinunter in eisige Fesseln gezwungen, ursprünglich eine andere Richtung eingeschlagen, als jene, auf welcher der Aabach nun heute seine Wasser entführt. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß das Wasser möglicherweise zuerst über Schafisheim gegen Rapperswil hin abgeflossen ist.

Das Fels- und Steinmaterial des gesamten Untergrundes, soweit das Auge über die uns wohl bekannte Gegend schweift, ist Sandstein<sup>4</sup>, ausgenommen die „Kanzel“, von der aus wir einen Überblick zu bekommen suchen. Diese selbst besteht, wie der ganze malerische Kestenbergzug, aber auch der nahe walddreiche Jura<sup>5</sup>, aus einem ganz anders gearteten Gestein. Es ist zur Hauptsache Kalk<sup>6</sup>. Sowohl der Sandstein, wie auch die Gesteine des Juras, samt den zwischenlagernden Mergeln<sup>7</sup> sind Niederschläge von Sand, Schlamm, Ton und Kalk in ehemaligen Meeren oder großen Süßwasserbecken. So haben denn also unsere Berge, so widersinnig das aufs erste auch scheinen mag, ihren Ursprung im Wasser genommen! Die Geologie weiß heute mit genügend viel Beweisen, welche das sicher bezeugen, aufzuwarten. Den Vorhang, den wir damit bei Seite ziehen, öffnet eine eigenartige und beinahe traumhaft anmutende Bilderschau. Wir ahnen eine Welt, die uns fremd

---

<sup>4</sup> Sandstein, wissenschaftlich zur sog. Molasse gerechnet, ist aus Sand durch Verkittung der kleinen Sandkörnchen entstanden. Wenn das Bindemittel tonig ist, so sind die Steine nur wenig widerstandsfähig, wie die Tonsandsteine des Schweiz. Mittellandes. Wenn das Bindemittel aber Kalk ist, so liefert dieser Kalksandstein einen ausgezeichneten Baustein. Ist das Bindemittel (der Zement) kieseliger Art, so entstehen die harten Kieselsandsteine. Hier darf auch der Buntsandstein erwähnt werden, der z. B. das Baumaterial für das Basler Münster geliefert hat.

<sup>5</sup> Der Name Jura leitet sich her vom gallischen juris = Wald, Mehrzahl jures, jura, juria.

<sup>6</sup> Kalkstein ist ein Absatzgestein (Sediment vom latein. sedimentum = Absatz) und zum größten Teil durch Niederschlag von Kalkschlamm, vermengt mit tierischen Schalen, in küstenfernen Zonen (einige hundert Kilometer) einstiger Weltmeere entstanden.

<sup>7</sup> Mergel entstehen aus Schlamm, wenn er sich mit Kalk vermengt. Solcher Mergel findet sich im Jura häufig. Er liefert eine fruchtbare Ackererde (Keuper- und Liasmergel).

und unglaublich erscheinen mag. Doch erinnern wir uns nur daran, daß rings in unserm Umkreise sich manche Steinbrüche finden, die als Museen längst verflossener Zeiten die wunderlichsten Zeugnisse bergen. In diesen Steinbrüchen werden immer wieder Haifischzähne aus Urweltstagen aus dem Dunkel einer jahrmillionenlangen Nacht ans Tageslicht gebracht oder es fallen die eigenartigen, spitzen „Donnerkeile“ (Belemniten) auf die Schaufeln der Arbeiter. Diese Versteinerungen<sup>8</sup> sind die Überreste einer längst ins Grab gestiegenen Vorzeit, die in ihrem Schöpfungsplane ganz absonderliche Tiergestalten sich ausgedacht hatte. Mancherorts findet man sogar in den Äckern als freudige Überraschung manch stimmungsvoller Jura-wanderung die kuriosen und formenreichen Ammonshörner<sup>9</sup>, die man dann meistens auch gleich massenweise aufheben kann.

Der Ausblick von unserer hohen, herrlich aussichtsreichen Bergterrasse auf der Kestenberghöhe kann uns also in kurzer Zeit eine vielsagende Lektion erteilen. Fassen wir das Geschaute oder bloss Geahnte nochmals kurz zusammen!

Drei Erdzeitalter haben die Gesichtszüge unserer Heimat geformt. Die letzte Erdzeit, welche nach einer früheren Einteilung der Erdgeschichte als die vierte oder das „Quartär“<sup>10</sup> benannt wurde, sah den Menschen, die Pflanzen und Tiere der Gegenwart auf den Schauplatz der Ereignisse treten. Ihnen voraus ging die grosse Eis- und Gletscherzeit, welche die ungeheuren Lasten von Schutt und Kies aus den Alpen ins Mittelland hinaus beförderte und dort weithin ausbreitete. Zeugen davon sind die grossen Ebenen (Lenzhard, Lindwald, Birrfeld), ebenso der eigentliche Boden unserer engern Heimat. Lenzburg liegt also zum größten Teil auf solchem Schotter, der eigentlich Alpengestein ist (!) Derselbe ist mit reichlich viel Lehm vermischt, welcher ebenfalls ein Produkt der Eiszeit oder aber das Ergebnis der Verwitterung ist. Die Eiszeit lieferte somit das Baumaterial, das aus dem Seetal durch die Wasser der Eis- und Nacheiszeit bis zu uns her vertragen, sich zum „Grund“ unserer Stadt zusammenfügte.

---

<sup>8</sup> Versteinerungen sind die Überreste sowohl von Pflanzen als auch Tieren der Vorzeit, die uns in den Gesteinsschichten erhalten sind. Man heisst sie auch Petrefakten, das bedeutet „die zu Stein Gewordenen“ (petra, latein. = Fels, Stein, factus = gemacht oder geworden) oder Fossilien, was soviel sagen will wie „die Ausgegraben“ (lat. fossa = Graben).

<sup>9</sup> Ammonshörner oder Ammoniten, Steinhörner. Es sind das ähnlich den Widderhörnern gewundene Versteinerungen einer urweltlichen Gruppe von Weichtieren aus der Ordnung der Kopffüsser. Ammon ist hebraeischen Ursprungs und ein Beinamen des lybischen, mit einem Widderkopfe dargestellten Jupiters.

<sup>10</sup> Quartär vom latein. quartus = der Vierte (die 4. Erdzeit).

Die Gletscherzeit modelliert in den Pausen ihres Wirkens, während den Zwischen- oder Interglacialzeiten, durch Verwitterung und Auswaschung, unsere heutigen Täler und Berge. Die Letztern sind gewissermassen nur noch die kümmerlichen Überreste einer einstmals gewaltigen Sandsteinschicht, die heute noch das ganze Schweizerische Mittelland bedeckt. Die Täler sind daher wirklich „entstanden“, die Berge und Hügel aber bloß übrig geblieben!

Der Boden unserer Stadt liegt auf einer Unterlage, die Sandstein ist. Aus solchem Sandstein haben sich auch die Höhen in unserer nächsten Umgebung gebildet. Der Schloß- und Goffersberg, aber auch der Rainwaldhügel beim „Horner“ drüben, wie der Walfischrücken des Staufberges, ja selbst der kleine „Böllli“ in Niederlenz unten, sind demnach Sandsteingebilde! Dieser Sandstein ist im dritten Erdzeitalter, dem sog. „Tertiär“<sup>11</sup> in dem sehr ausgedehnten Becken, das sich zwischen den werdenden Alpen und dem langsam in die Höhe steigenden Jura formte, durch Ablagerung von berg-hohem Sand in ehemalige Meer- und Süßwasserbecken entstanden<sup>12</sup>.

Die Gesteine des Kestenberges aber oder der Gislifluchkette sind schon weit früher in der sog. „Sekundärzeit“<sup>13</sup> als eigentliche und richtige Meeresablagerungen abgesetzt worden. Sie wurden dann erst in dem viel später folgenden Endabschnitt des nächsten Erdzeitalters, dem Tertiär, durch wuchtige gebirgstürmende Kräfte ganz allmählich in die Höhe gehoben, in Falten gelegt, z. T. auch gebrochen und übereinander hinweggeschoben. Kestenberg und Jura sind also keine Überreste im Sinne der vorhin erwähnten Erhebungen, sondern im Gegenteil Aufstauchungen und Emporwölbungen! Während bei der Talerosion<sup>14</sup> Kräfte abwärts schafften, haben hier Erdgewalten aufwärts gewirkt.

Aber alles das, was jetzt von der Kestenberghöhe aus gesehen so liebevoll und wonnig vor unsern Augen ausgebreitet liegt, ist ein in unendlich langer Zeit bedächtig langsam und still „Gewor-

---

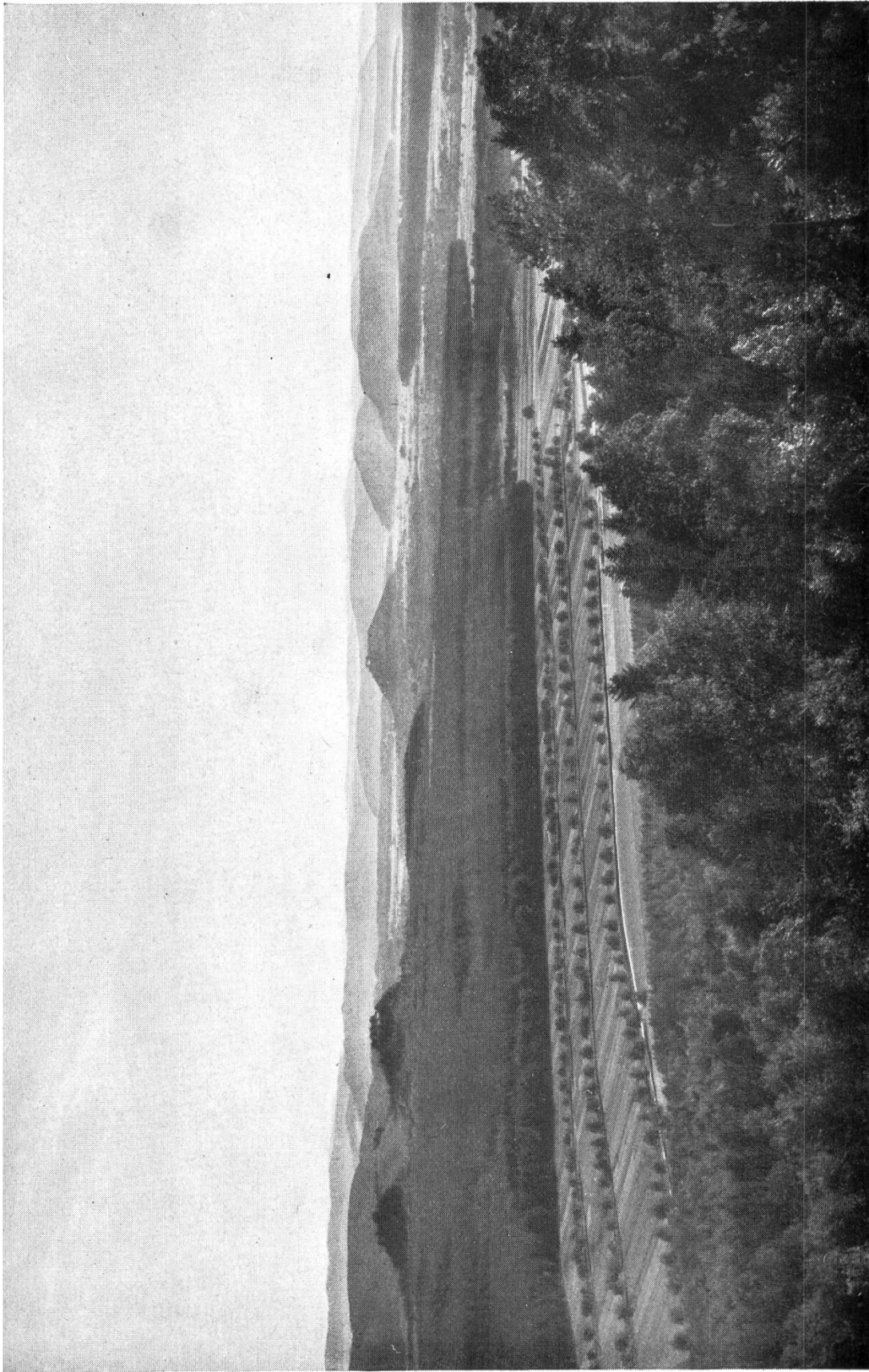
<sup>11</sup> Tertiär, vom lateinischen tertius = der dritte. Das 3. Erdzeitalter!

<sup>12</sup> Die Häuser im „Prätigäu“ und am Schloß- und Goffersberge oben stehen demnach alle auf Sandstein, im Gegensatz zu den Stadthäusern, die ausnahmslos auf Schotter gebaut sind. Der Name Prätigäu ist übrigens eine Verbiegung. Es sollte eigentlich „Brättligäu“ heißen; ein Spottname auf die ehemals zahlreichen Bretterhütten in diesem Gebiet.

<sup>13</sup> Sekundär vom latein. secundus = der zweite. Das zweite Erdzeitalter.

<sup>14</sup> Erosion vom latein. eródere = abnagen, wegfressen. Jeder Bach oder Fluß gleicht einer riesigen, ständig bewegten Säge. Die Gerölle bilden die Sägezähne, Aus vielen Millionen von Einzelleistungen geht schließlich im Flußbett ein Sägeschnitt in senkrechter Richtung hervor.





Unsere Heimat Lenzburg (Ausblick vom Kestenberg)

Phot. R. Fischer, Aarau. Reproduktion aus der Aarg. Heimatkunde I, mit freundl. Erlaubnis des Verlages H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.

denes“, ein in steter Veränderung und Wandlung begriffenes Stück Heimat. Es hat im Verlaufe von Zeitepochen, die weit über menschliches Begreifen gehen, den grandiosen Szenerie-Wechsel auf der Weltbühne immer und immer wieder auch an sich selbst erfahren. Urmeer war es, dann Festland, sah Steinkohlenland in seiner Nähe, flimmerte in der Glut der Wüste, war Meer, war Seeboden, atmete linden Südhauch tropischer Meere, war Ufer, Strand, flache Küste, Strom- und Flußmündung, hörte die Vulkane des nahen Hegans und vom Kaiserstuhl donnern, war Wind und Sturm und allen Wettern ausgesetzt, der Zahn der Zeit nagte an seinem Steingerüst, Gletscher lasteten auf ihm, und Eisbäche überschütteten es mit schweren Kies- und Sandlasten, es war Zeuge vom Aufsteigen und Niedersinken ganzer Tier- und Pflanzengeschlechter – schließlich kam der Mensch – rodete den Wald, ackerte und pflügte auf ihm, baute seine Wohnstätten und ließ durch die Wasser des Baches Mühlen treiben, löschte aus seinen Quellen den Durst, brachte selbst den Weinstock an dessen sonnige Halden und badete sich im heitern Glück und freundlichen Segen seiner fruchtbaren Scholle . . . !

Auf den folgenden Blättern soll nun versucht werden, einiges aus der Naturgeschichte unserer Stadt, vorzüglich ihrer erdgeschichtlichen Vergangenheit, darzustellen. Als Bereich unseres Unternehmens können wir uns naturgemäß nicht bloß auf den Gemeindebann beschränken, sondern wir müssen, wie es ja leicht verständlich sein dürfte, etwas weiter in den Umkreis ausgreifen. Wenn derselbe ungefähr soweit gespannt ist, als es kleinere sonntägliche Ausflüge zulassen, so ist damit eine kleine Aufmunterung und Nebenabsicht verwoben. Wir lernen die Heimat nur dann richtig kennen, wenn wir sie erwandern. Hat nicht erst vor Kurzem der hochgeachtete Volksmann Fritz Wartenweiler als ein dringendes Gebot der Stunde die Forderung erhoben: Solid auf dem Grund der Heimat stehen . . . ? Soll die Heimatliebe etwas mehr sein und etwas Besseres bedeuten, sagt er, als eingerostete Gewohnheit, träge Unbeweglichkeit oder weicher Gefühlsüberschwang, dann muß sie einen Inhalt haben. Zu diesem Inhalt gehören auch unsere Berge und Seen, Flüsse und Bäche, Wiesen und Wälder. „Wer kennt sie?“, fragt der beherzte Volkserzieher. „Die Oberfläche gewiß, aber den Aufbau der Berge, das Werden der Täler, das innere Wesen der Seen und fließenden Gewässer, das Tier- und Pflanzenleben, die Wandlungen in Matte und Forst?

Wartenweiler sieht gewiß richtig, wenn er aus eigenem Erleben gestehen kann, daß die Natur alle ihre Geheimnisse nur dem offenbart, der sich um sie bemüht. Dieses Bemühen, geschärft durch ein

offenes Auge, verbunden mit wachem Interesse und warmer Liebe zu all den kleinen und großen Dingen unserer Heimat, werfen uns eine köstliche Frucht in den Schoß. Es ist das die Freude, welche schon Jean Jacques Rousseau, der leidgeprüfte Verkünder einer neuen Gesellschaftsordnung an sich selbst erlebte, „daß die der Naturbeobachtung geweihten Stunden die glücklichsten Momente des Lebens sind, wo man sich selber am köstlichsten genießt.“ (Brief an seinen Lyoner Freund De la Tourette, vom 25. Januar 1772.)

## Die Nacheiszeit.

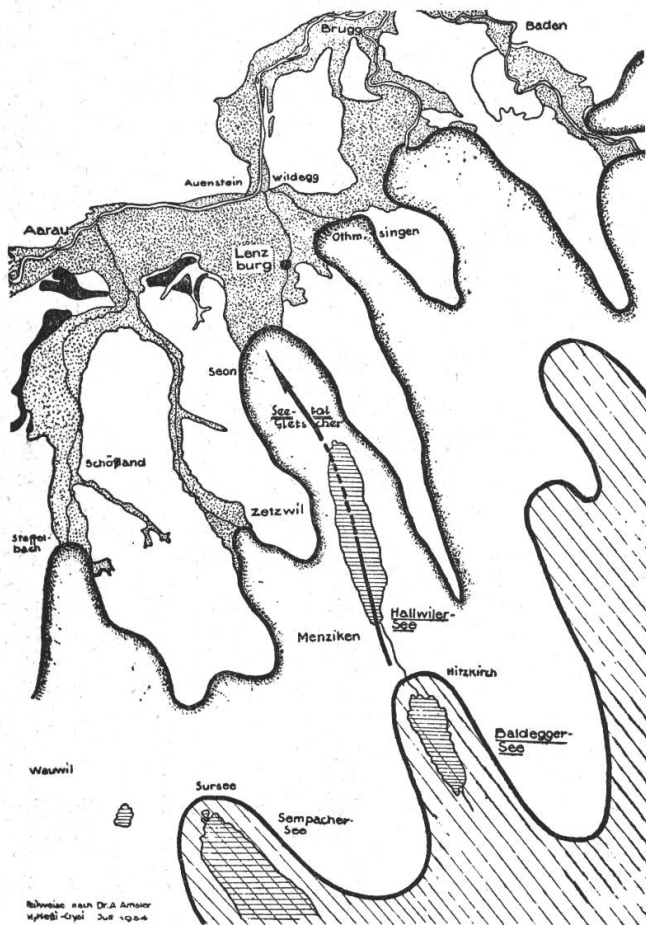
Wer von Seon her das erste Mal talabwärts wandert, wird bald gewahr, daß die Talsohle immer breiter und flacher wird. In der hellen Freude eines blauen Sommertages, da der ganze Jurahang in dunstigsilbernem Flimmer schwingt, wird der Wanderer, noch bevor er die Höhe von Staufen erreicht hat, die mächtige Ebene zwischen Lenzburg und Aarau vor sich breiten sehen. Die großen Wälder des Suhr- und Lenzhardes oder des Lindwaldes haben sich auf diesem weithin gedehnten Kiesfelde niedergelassen. Dieses Kies- und Schotterfeld ist von den Gletscherwassern und den Flüssen der Eis- und Nacheiszeit ausgeschüttet worden. Es senkt sich ganz gemächlich, vielleicht nur um 50—70 Meter von den großen Stirn- moränen der ehemaligen Gletscherzungen<sup>15</sup>, wo es sich unmittelbar ansetzt, bis „zum Aarestrand“. Die Ortsansässigen wissen es schon längst, daß fast immer, wenn bei uns gebaut wird, dann auch gleich fuderweise Geröllkies aus dem Grunde gehoben werden muß. Dieses Geröllkies ist nichts anderes als eine „Anschwemmung“, weswegen man die Zeit, in welcher sie zugetragen wurde, als Alluvialepoche bezeichnet oder kurzweg das Alluvium<sup>16</sup> heißt. Alle Anschwemmungen von Geröll, Kies, Sand und Lehm in unserem Tale und auf den großen Ebenen, auch die Deltas<sup>17</sup> (das Dorf Aesch z. B., am oberen Ende des Hallwilersees, siedelt auf einem solchen) und die Bachschuttkegel (Birr und Lupfig demonstrieren das gut), sowie die Mehrzahl der Torfabsätze u. a., soweit sie die jüngsten und obersten Lagen unserer Erdrinde betreffen, sind solche Alluvialgebilde. Diese Ablagerungen erfolgten im Großen und Ganzen unter ähnlichen Verhältnissen, wie wir sie heute noch haben.

<sup>15</sup> Bei Seon in unserm Seetal.

<sup>16</sup> Alluvium bedeutet „das Angeschwemmte“; vom latein. alluere = ausschwemmen.

<sup>17</sup> Eigentlich ein griechisches D. Allgemein eine durch Flußarme gebildete, diesem Buchstaben (Δ) ähnliche Anschwemmung.

## Die Eiszeit als Schöpfer unserer Lenzburger Landschaft.



Das Kärtchen zeigt die maximale Ausdehnung der Gletscherzungen während der letzten Eiszeit. Ein Arm des Reußgletschers kroch durch das Seetal bis nach Seon hinab und warf dort mächtige Endmoränenwälle auf. Die Bünztalzung reichte bis nach Othmarsingen hinunter, sie brachte uns den Römerstein. Die Schleife in der Ecke rechts unten, durch schief liegende Schraffierung hervorgehoben, demonstriert ein erstes Rückzugsstadium der Gletscher. Die punktierten Flächen vor den Gletscherzungen geben die großen Schotterebenen, welche die Flüsse und Bäche der Eis- und Nacheiszeit vor den Gletscherenden aufwarfen, an. Die schwarz eingezeichneten Flächen bei Hunzenschwil und Aarau bedeuten Lößflächen. Löß ist ein durch scharfe Winde in den Zwischeneiszeiten aus den

eintrocknenden Gletscherböden ausgeblasener und an bestimmten Stellen im Vorlande deponierter lehmartiger Staub. Er ist von braungelber Farbe, mild anzufühlen und sehr fruchtbar, dabei steinlos. Für Getreidebau sehr gut geeignet.

Auch die Tierwelt dieses Zeitabschnittes unterscheidet sich nur wenig von jener der Gegenwart. Immerhin sind manche Tiere verschwunden, die vor nicht gar langer Zeit bei uns noch „Bürgerrecht“ besaßen, so der Biber (Biberstein!), der Luchs, der Ur- oder Auerochse, das Torfschwein u. a.

Unmittelbar nach der letzten Eiszeit mag sich bei uns eine Moossteppe, die man nach einem sibirischen Worte als Tundra benannt hat, ausgebreitet haben. Die liebliche Silberwurz unserer Berge zauberte damals sogar auf unserm Boden mit ihren hellglänzenden, achtblättrigen Blumenkronen blendend weiße Teppiche über den noch kargen Boden. Auch der Schneesteinbrech und der blaue Enzian mögen hier geblüht und die rotglühenden Alpenrosen mit ihrem edlen Feuer geprunkt haben. Niedrige Sträucher und Halbsträucher

der nordischen Flora, Gletscherweiden<sup>18</sup> und Zwergbirken<sup>19</sup> duckten sich ängstlich an den Boden. Die Alpenerle<sup>20</sup> bog ihr biegsames, leicht federndes Geäst unter der Last lange dauernder Schneebedeckung.

Die Tierwelt zeigte anfänglich ebenfalls ein durchaus nordisches Gepräge. Verschiedenerlei Überreste, die man hier und dort gefunden, vorwiegend Knochen, verraten es. Sicher sind damals große und kleine Herden von Renttieren über den Grund von Lenzburg hinweggezogen und haben an geeigneten Stellen kümmerliche Äsung gesucht. Diese war bescheiden genug: trockene Flechten (Renttierflechte!), da und dort ein Moospolsterchen oder Grasbüschelchen. Auch heute ist das noch die Hauptnahrung der anspruchslosen Tiere, die sich inzwischen längst wieder in höhere Breiten zurückgezogen<sup>21</sup>.

Doch schon bald nach dem Gletscherrückzug mag der Boden aufgetaut sein. Sprungweise, erst nur zaghaft, dann in immer hellern Scharen mögen Birken und Kiefern aus wärmern Bereichen, wohin sie sich vor der strengen Kühle zurückgezogen, wieder eingewandert sein. Die Lüfte wurden immer milder und wärmer. Zu den noch schwer mit steter Lebensbedrohung kämpfenden Föhren gesellten sich Haselbüsche, später auch Eichen, Ulmen und Linden — und schließlich die Buche. Mit dem allgemeinen Temperaturanstieg hob sich die Wärme auch im Erdreich, der Grundwasserspiegel ging ebenfalls in die Höhe. Ums Jahr 5000 v. Chr. mag dann sogar so etwas wie ein klimatisches Optimum erreicht worden sein. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß wir uns wieder in einer Zeit des beginnenden, aber nur äußerst langsam sich vollziehenden Wärmeabstieges befinden. Möglicherweise geht der Mensch in Mitteleuropa noch einmal einer neuen Eiszeit entgegen.

Seit dem Rückzug der Gletscher aus unsern Tälern (Bünz-, See-, Wynental) haben sich wohl Änderungen mannigfacher Art, wenn auch nicht sehr tiefgreifende, vollzogen.

Vermutlich ist der kleine Bergschlipf auf der Südseite des Kestenberges im sog. Erlenmoos oberhalb Möriken, ein Ereignis

---

<sup>18</sup> Westlich vom Bahnhof Mellingen liegt ein kleiner Teich, der vom Bahnfenster aus leicht zu sehen ist. In den lehmigen Ablagerungen desselben, es sind grau-blaue Letten, fanden sich an verschiedenen Stellen die Blätter der netzblättrigen Weide (Gletscherweide). Ihr Vorkommen ist heute ganz auf die Alpen und den Norden beschränkt. Diese Letten sind sehr wahrscheinlich nach dem Gletscherrückzug in der Bucht eines kleinen Sees, der durch Moränenwälle gestaut war, abgesetzt worden.

<sup>19</sup> Ursprünglich in Grönland heimisch.

<sup>20</sup> Im Aargau finden sich noch verschiedene Kolonien solcher Alpenerlen (Sieben Zwingstein bei Seon, Möriken, Gebenstorfer Horn etc.). Sie sind vielleicht Überbleibsel (Relikte) aus der Eiszeit.

<sup>21</sup> Überreste wurden an der Ostabdachung des Kestenberges gefunden.

dieser Zeit. An der steilen Südhalde, die weiter unten den Namen Kuhstelli führt, haben sich die auflagernden Sandsteinmassen und die Gesteine des obern Malm (das ist ein sehr heller, fast weißer Kalk) losgelöst und sind abwärts gerutscht. Das darunter liegende Gestein (Wangener Schichten) wurde dadurch in auffälliger Weise entblößt. Jedem Waldgänger, der auf dem kühl schattenden Waldweg vom Schloße Brunegg nach Möriken hinuntersteigt, wird diese Stelle auffallen müssen.

Zurückgelassene Gletscherschuttwälle stauten in der Nacheis- oder Postglacialzeit, wie sie auch genannt wird, das Wasser der Aa zum lieblich blauen Hallwilersee und dem kleinern, still verträumten Baldeggersee. Kleinere und größere Wasserbecken, die sich nach dem Einschrumpfen dieser einstmals viel ausgedehntern Gewässer noch lange erhielten, sind inzwischen verlandet und ausgetrocknet. Hinter den verlassenen Endmoränen haben sich sumpfige Stellen bis in die Jetztzeit erhalten, so bei Niederhallwil und Boniswil oben oder im Bünztal bei Hendschiken, Dottikon und Wohlen. Durch seine große Ausdehnung ist das „Bünzer Moos“ ein sprechendes Dokument dieser weit zurückliegenden Zeiten und ein interessantes Naturdenkmal zugleich geworden.

Unsere Flüsse: Bünz, Aa, Suhre usf. müssen früher viel wildere Burschen gewesen sein. Sie nahmen damals ihren Ursprung in den Bergen, hatten demzufolge auch eine weit größere Stoßkraft als heute. Die Reuß hat sie schließlich alle geköpft und in ihren Tribut gezwungen. Daß der Aabach früher wahrscheinlich über Schafisheim gegen Rapperswil zu floß, ist schon erwähnt worden. Er entleerte ursprünglich einen See, der gute 5 Stunden weit hinaufreichte (von Seon bis über Hochdorf hinauf!) und sowohl den Hallwiler- als auch den Baldeggersee in sich barg. Der allerälteste Abfluß dieses herrlich langen, aber seichten Sees mag über die „Schürz“ (bei Seon) und das Bettenthaler Tälchen auf Schafisheim zu erfolgt sein. Später suchten sich die Wasser einen Ausweg durch das Seoner Kilchthal<sup>22</sup> und den sog. „Heidengraben“<sup>23</sup>. — Der Durchbruch ins Tobelchen der Sigismühle wäre also dann erst neuern Datums. Er ist vielleicht sogar erst in historischer Zeit erfolgt. Immerhin hat sich in der Folge unser Aabach in die Endmoränenwälle bei Oholten und Kräuterberg<sup>24</sup> sehr rasch eingefressen. In wenigen Jahrhunderten mag er

<sup>22</sup> Dieses Tälchen präsentiert sich hübsch und recht auffällig, wenn man kurz vor der Einfahrt in Seon vom Eisenbahnwagen aus nach rechts hinüberschaut.

<sup>23</sup> Dieser „Heidengraben“ soll früher viel tiefer gewesen sein. Erst seit Menschengedenken hätte man seine Sohle ausgeebnet. Man habe ihn einst zur Ableitung des Seewassers benützt, somit künstlich geöffnet.

<sup>24</sup> Das ist der Eingang in das idyllische, so reizvolle Sigismühle-Tälchen.

dort gewaltig viel Gletscherschuttmaterial ausgeräumt haben. Er schuf sich schließlich an dieser Stelle ein ziemlich bedeutendes Gefälle, das es ihm ermöglichte bis auf die harte Gesteinsunterlage aus Sandstein (untere Süßwassermolasse) durchzudringen. Seine ursprünglich hier recht ungebärdig sprudelnden Wasser sprangen in Miniatur-„Stromschnellen“ über die entblößten Steinplatten und bildeten einen „Laufen“ kleinen Formats, ähnlich wie ihn der Rhein bei „Laufen“-Burg früher in pittoresk eindrucksvoller Art dargeboten haben muß. Eine solche Stelle, wo der Gletscherschutt der grauen Vorzeit bis auf den harten Felsenkern des Untergrundes weggewaschen, kann jeder Sonntagsspaziergänger leicht finden. Sie zeigt sich kaum 100 Meter ob der Stelle, wo der kleine romantische Felsensteig bei den obern Wilmatten über entblößte, weiche Sandsteinfelsen hinaufklimmt und unsere Buben in einem Höhlenunterschlupf ein ideales Eldorado wonnevoller Indianerromantik gefunden. Unweit dieses Ortes wird der Sonntagsausflügler sonder Mühe zu Füßen der „Berg“ halde, welche steil von der Heidenburg gegen den Aabach herunterfällt, eine interessante Tuffsteinbildung erkennen. Es hat sich dort, ohne Zutun der Menschen, eine kleine Tuffsteingrotte gebildet. Dieser Tuffstein, richtigerweise Kalksinter geheißen, ist ein Quellabsatz. —

Da wo Quellen zutage treten, ändert sich der Druck und die Temperatur des Wassers. Ein beträchtlicher Teil des letztern verdunstet, die Kohlensäure, welche Kalk in Lösung hält, entweicht. Es wird dabei Sauerstoff aus der Luft aufgenommen. Dieser luftige Beitrag führt zur Entstehung von Mineralabsätzen. Überall dort, wo Wasser in dünner Schicht schnell über einen Abhang herunterrieselt, erfolgt meistens durch Beschleunigung dieser eben erwähnten Vorgänge eine rasche Kalkauscheidung, welche oft, mit Algen, Moosen, Blättern und Zweigen als Unterlage, zu den wunderlichsten Bildungen Anlaß geben kann.

Ist das Wasser kalt, so scheidet sich Kalkspat aus, ist es warm, so entsteht „Sprudelstein“. Größere Tufflager finden sich bei der malerisch an der Reuß gelegenen Lindmühle (oberhalb Birmenstorf) und beim Dorfe Wohlenschwil, herwärts Mellingen.

Die Mehrzahl der Molassensandsteine enthalten viel Kalk.

Dieser poröse Kalk- und Quellentuff findet bei uns, schon seines geringen Vorkommens wegen, kaum Verwendung<sup>25</sup>, im alten Rom dagegen lieferte er als sog. Travertin das Baumaterial zu einer Reihe berühmter und großartiger Bauwerke. Dafür fließen die „Brunnen“ unserer Heimat reich und kühl! Wir erfreuen uns durch die große Zahl herrlich sprudelnder Quellen eines Reichtums, den wir als glückliche Besitzer vielleicht nicht einmal recht zu würdigen wissen. Quellen und Flußläufe waren von jeher entscheidend für die Be-

<sup>25</sup> Etwa zur Ausschmückung kleiner, künstlicher Grotten oder als Dekorationsstücke in Gartenbeete.

siedelung eines Landes. Viele Ortsnamen bezeugen das noch heute. Unsere Gegend ist für den Quellenreichtum geradezu praedestiniert! Dieses Geschenk ist fraglos ein Vermächtnis der Eiszeit, denn die Gesteinskiese der ehemaligen Gletscherschuttwälle (Moränen), der Gehängeschutt, welcher an den Hügel- und Bergflanken klebt, die Schotter unserer großen Talebenen, aber auch jene, welche da und dort als Decken über die Höhen in unserer weiten Umgebung verbreitet sind, müssen als ganz vorzügliche Quellenbildner angesehen werden. Alle diese Schutt- und Kiesmassen zeigen eine Eigenschaft, welche sehr bedeutsam ist: sie nehmen das Sickerwasser<sup>26</sup> gerne und in großen Quantitäten auf und geben es nur ganz langsam wieder ab. Solche Quellen bezeichnet man nach der Art ihrer Entstehung als Schuttquellen, im Gegensatz zu den Schichtquellen, welche von Wasser gespeist werden, das in wasserdurchlässiges Gestein sickerte und über undurchlässige Schichten abrinrend, irgendwo zu Tage tritt<sup>27</sup>. Der Spaziergänger, der auf abendlichen Promenaden um den Schloß- und Goffersberg bummelt, wird hin und wieder am Fuße des Gehänges kleine, durch Eisentürchen verschlossene Häuschen, zu Gesicht bekommen. Beim Nähertreten mag ihm auch manchmal das muntere Sprudeln eines kleinen „Brunnens“ heimelig und traut in die Ohren klingen. Solche Quellen sind schon in alter Zeit gefaßt und als geschätzte Trinkwasserlieferanten benützt worden. So meldet die kleine „Brunnenstube“ im „Sonnengut“ (im Besitze von Frau P. Dürst-Eichenberger), durch die Jahrzahl 1776 die frühe Zeit ihrer Errichtung. Eine andere Brunnenstube beim „Felsenkeller“ hinten datiert sich selbst aus dem Jahre 1787. Es sind nach und nach über 20 Quellen rings um den Schloßberg gefaßt und dienstbar gemacht worden, während einige weitere sonstwie abfließen<sup>28</sup>.

<sup>26</sup> Von den Niederschlägen, die zur Erde fallen, fließt ungefähr ein Drittel sofort oberflächlich wieder ab, ein weiteres Drittel verdunstet, das letzte Drittel sickert in den Boden ein, um später einmal an einer andern Stelle wieder ans Tageslicht zu kommen. Das ist dann unser Quellwasser!

<sup>27</sup> Das Austreten einer Serie von Quellen am Schichtenende, oft in gerader Linie, heißt man einen Quellenhorizont.

<sup>28</sup> Der Aargau darf als ein außerordentlich quellenreiches Land angesehen werden. Nach der Quellenkarte von Prof. Mühlberg besaß unser Kanton im Jahre 1900 5484 gefaßte und 2977 ungefaßte Quellen, die mindestens eine Viertel-Million Liter Quellwasser pro Minute zu liefern imstande sind. Zudem bestanden noch gegen 4000 Sodbrunnen, von denen aber seither sehr viele eingingen. — Die Temperatur dieser Quellen beträgt ca. 8—9° C. Das entspricht annähernd der mittleren Lufttemperatur unseres Ortes, als Jahresdurchschnitt gerechnet.

Lenzburg bezieht sein Trinkwasser außer von den „Stöckhöfen“ und dem Lütisbuch, vom „Berg“ und aus dem Hard. In den „Stöckhöfen“ sind 12 Quellen mit einem Maximalerguß von 300 Minuten-Litern gefaßt. In heißen Sommern



Mit dem Größerwerden der Stadt hat man nach weitem Quellen Ausschau halten müssen. Lütisbuch und der sog. Schützenmeister konnten aber nur ungenügend aushelfen. Ein Versuchsstollen von ca. 300 m Länge, den man in den 40<sup>er</sup> oder 50<sup>er</sup> Jahren vom Stadtbachtälchen aus durch einen Sandsteinbuckel des „Berges“ getrieben, führte nicht zu den erhofften feuchten Schätzen. Für lange Zeit fand man dann aber im Gebiete des „Stöckhofes“, auf Egliswilerboden, ausreichende Trinkwasserlieferung, bis auch diese den geradezu sprungweise in die Höhe schnellenden Anforderungen nicht mehr genügen konnte. Auch das Heraufpumpen von Grundwasser an der Seonerstraße vermochte die immer drängendern Ansprüche nicht mehr zu befriedigen. Die neue Pumpanlage „im Hard“ bei Wildegg unten wird auf lange Zeit hinaus alle Wassernot beheben können. So ist auch das Grundwasser für das Gedeihen unserer Stadt von großer Bedeutung geworden. Früher füllte es die Sode, die ringsherum gegraben worden sind. Mit dem Ausbau der Wasserversorgung sind nun manche derselben eingegangen, auch völlig verschwunden. Über die Grundwasserverhältnisse unserer Gegend ist man noch recht dürftig orientiert. Es ist wohl möglich, daß eingehenderes Studium noch manche Überraschung brächte. Es dürfte keineswegs ausgeschlossen sein, daß ein Grundwasserstrom, vielleicht vom Hallwilersee her, unter den Mauern unserer Stadt in großer Tiefe durchfließt und durch Stauung am Felsenriegel des „Bölle“ die reichbedachte Niederlenzer Wasserfassung speist.

Nicht unerwähnt möge der tiefe Sod auf unserm Schloße sein! Sicher wird jeder Schloßbesucher mit Staunen, ja heimlichem Gruseln in den über 50 Meter tiefen, fast nachtdunklen Schacht hinunterstarren. Ein älterer Schriftsteller läßt sich über ihn also vernehmen: „Aus einem Sodbrunnen, der 30 Klafter<sup>29</sup> tief liegt, wird das Trinkwasser durch eine Maschine emporgewunden.“ Das Wasser, welches sich in diesem Sode sammelt, ist „Bergfeuchtigkeit“, d. h. Sickerwasser,

kann der Ertrag aber bis auf 30 l zurücksinken. Der volle Betrag kann wegen zu engem Röhrenvolumen nie voll ausgenützt werden.

Die „Stöckhöfe“ liegen im sog. „Hochdruckgebiet“, während die Quellfassung im Lütisbuch und Schützenmeister mit maximal 80 Minuten-Liter zum sog. „Niederdruck“ zu rechnen ist. Hier fließen eine ganze Anzahl Quellen in eine einzige Brunnenstube.

Die Quellen im „Berg“ liefern im Durchschnitt rund 400 Minuten-Liter, maximal 600 Liter, minimal 280 Liter.

Die Pumpanlage im Hard vermag mit einer Pumpe 2100 Liter pro Minute, mit beiden Pumpen aber 3600 Minuten-Liter zu spenden. Der durchschnittliche Wasserbezug vom Hard her ist ca. 700 m<sup>3</sup> pro Tag.

<sup>29</sup> 1 Klafter = 6 Fuß = 1,80 m

das aus dem umgebenden Sandstein hereintropft. Der vorhin zitierte Gewährsmann weiß auch über einen Mineralbrunnen<sup>30</sup> in Wildegg Interessantes zu berichten, wenn er im Stile seiner Zeit, es war im Jahre 1844, schreibt:

„Am Fuße des Schloßberges ergießen sich bei der Hellmühle und dem Fabrikorte Wildegg zwei Flüschen ganz nahe nebeneinander in die Aar, nämlich die Bünz, welche von Möriken, und die Aa, welche von Niederlenz herabkommen. Die Herren Friedrich und Adolphe Laué haben hier bei ihren Fabrikgebäuden durch lange Versuche mit dem Erdbohrer ein Heilwasser aufgefunden, das sich durch besondere Bestandtheile empfiehlt. In der Absicht, einen artesischen Brunnen zu erhalten, ward ein Bohrloch von 345 Fuß Tiefe unter dem Wasserspiegel der Aar eröffnet und eine Mineralquelle von starkem Salzgehalte entdeckt. Die Aufmunterungen des Herrn geheimen Medizinalrathes Schönlein bewogen den Besitzer, auf die Fassung der Quelle die größte Sorgfalt zu verwenden. Nachdem vielfache Versuche dargethan hatten, daß der Gehalt des Wassers an fixen Bestandtheilen sich stets gleich bleibe, unternahm Hr. Professor Löwig in Zürich die quantitative Bestimmung derselben, und fand, daß das Wildegger Wasser die meisten Jodbrunnen an Stärke übertreffe, ja selbst der reichlichen Adelheidquelle zu Heilbronn an die Seite gestellt zu werden verdiene.

Die vorzüglichen heilkräftigen Wirkungen dieses Wassers sind, gemachten Erfahrungen in Krankenhäusern zufolge, gegen mehr und minder hartnäckige Scrophelleiden aller Art. Das Wasser zu Wildegg ist klar, setz jedoch nach längerem Stehen einen gelblichen Niederschlag ab, der aus Eisenoxyd und kohlensaurem Kalk besteht.“

Das Wasser suchte der Mensch aber noch in anderer Weise seinen Diensten nutzbar zu machen. Der Lauf der Bäche wurde überwacht und nach Gutdünken „reguliert“ (Bünz insbesondere) oder manch kleines Wasser da und dort zu Feuerweihern gestaut. Nicht weniger als ein Dutzend Weiher und Weiherchen waren in alten Zeiten hergerichtet worden, um als Wasserreservoir bei Feuersbrünsten oder drohender Kriegsgefahr nützlich zu sein<sup>31</sup>. Das Stadtbächlein leitete die gestauten Wasser schnellstens in den Bereich unserer Mauern und

---

<sup>30</sup> Das Jodwasser dieser Quelle, die noch heute im Betriebe ist, wird aus einem 120 m tiefen Bohrloch heraufgepumpt. Es nimmt seinen Ursprung in einer jodreichen und stark wasserhaltigen Mergelschicht (sog. Effingermergel).

<sup>31</sup> Auf einem alten Wald-Plan aus dem Jahre 1713 sind noch alle 5 Weiher im heutigen Fünfweihertälchen angegeben, ebenso die 2 im westlich davon gelegenen Zweiweihertälchen. Es sind noch keine 20 Jahre her, seit der „Bölli“-Weiher, der im Winter oft und gerne zum Schlittschuhfahren benützt wurde, eingegangen ist. Auf einem Flur-Plan, „aufgenommen und getheilt im Maymonat 1838 von St. Kyburz von Erlisbach, Geschwornen Feldmesser“ (im Besitze von Herrn Stadtrat Müller) finden sich auch noch 3 Weiher im Wildenstein eingezeichnet. Sie dienten wahrscheinlich einfach als Wassersammler.

Ebenfalls eingegangen sind der „Schützenmeister-Weiher“ (Eingang ins Lütisbuch) und ein westlich davon befindlicher ans Stadtbächlein angelehnter Weiher.

füllte entweder die Löscheimer oder den Wassergraben, der die Altstadt umzog. Zur Winterszeit holten die Bierbrauereien in diesen Weihern auch das Eis, welches ihnen in der Schwüle des Sommers das Bier schön kühl halten mußte. Fließendes Wasser trieb die Mühlen (Untere und obere Mühle am Aabach<sup>32</sup>) oder es führte die Abfallstoffe aus Fabriken („Bleiche“ z. B.) oder in neuerer Zeit auch aus den Wohnhäusern der Stadt fort (Kanalisation). Drainage veränderte da und dort die Grundwasserverhältnisse ganz wesentlich.

Aber nicht nur diese Wandlungen sind ein Werk des Menschen, er hat auch vielerorts die Erdrinde direkt angegriffen und umgestaltet. Verschwemmte Tonabsätze und Grundmoränenlehme, aber auch oberflächlich verwittertes Material der sog. Niederterrassenschotter, also unseres Talbodens, wurden als Lehm zu verschiedenen Zwecken ausgehoben (Eingegangene Lehmgruben im Bollberg, im Lind, Lenzhard, im Bölli und in der Munimatte<sup>33</sup>).

Kiese und Sande, welche für die heutige Beton- und Kunststeinindustrie, aber auch für die Straßenbeläge von größter Wichtigkeit geworden sind, können ringsherum in zahllosen Kiesgruben ausgebeutet werden. Dank den Vergletscherungen, welche unerschöpfliche Mengen alpinen Gesteins von vorzüglicher Beschaffenheit, bis zu uns herab brachten, sind Kies- und Sandmassen gerade im Gebiete ihres Hauptverbrauches (Schweiz. Mittelland) in großartigster Ausdehnung vorhanden. Die Flüsse der Jetztzeit wären nicht mehr imstande, die Leistung einer solchen Anhäufung fertigzubringen.

Brechstange und Pulver sprengten ringsherum in alter und neuer Zeit in mehr als 20 Steinbrüchen festes Felsgestein los, um es für die verschiedensten Bedürfnisse zu verwenden<sup>34</sup>. Bei Mägenwil wurden schon in der römischen Zeit Sandsteine (Meeresmolasse) gebrochen, um die Bauten der Legionsstadt Vindonissa zu errichten. Vielleicht verdankt die Gemeinde Mägenwil den dortigen Steinbrüchen den Anfang ihrer Geschichte.

Auch am Reinwald bei Hendschiken drüben und am Stauffberg holte man das Material für Bau- und Hausteine. Diese Orte lieferten aber weniger schöne Sandsteine als man etwa in den großen Steinbrüchen von Othmarsingen und Dottikon (Steinhof) lossprengte.

---

Der alte Feuerweiher in der Burghalde ist erst im Jahre 1933 aufgefüllt worden. Vor dem Untergang steht der „Moosweiher“, der von der Brauerei Felsenkeller s. Z. als Eislieferant benützt wurde. Die beiden Weiher im „Schneider-Hof“ liegen auf Hendschikerboden, der Hof selbst gehört aber zum Lenzburger-Gebiet.

<sup>32</sup> Die Mühlen waren wohl die ersten Häuser unserer Stadt.

<sup>33</sup> Vergl. die Studie dieses Heftes: Nold Halder, 500 Jahre Ziegeleiwesen von Lenzburg.

<sup>34</sup> Eingegangene Steinbrüche beim Felsenkeller und auf dem Goffersberge.

Wegen den vielen im Gestein eingeschlossenen und versteinerten Muscheln bezeichnet man alle diese Sandsteine als Muschelsandsteine. Sie wurden schon in alten Zeiten zu Mauerwerken, Fassadenverkleidungen, ja selbst Monumenten, aber auch zu Brunnentrögen, Bodenplatten, Fensterstöcken und Mühlsteinen verwendet. Wegen ihrer Wetterbeständigkeit und ihrer dekorativen Wirkung waren und sind sie heute noch sehr geschätzt. Das grobe Korn und eine warme bläulich-grüne, bis ins Gelbliche spielende Tönung, gibt ihnen einen eigenartigen Reiz. Das Gepräge manches alten, gemütlichen Städtchens oder einer behäbigen wehrhaften Stadt in dem weiten sonnigen Mittellande wird durch ihre besondere Art von Sandstein, der ihre Mauern bauen half, reizvoll und eigenwillig ausgedrückt.

Nicht unerwähnt möge auch der tiefe Burggraben bleiben, den die Schloßleute auf Brunegg in fürsorglicher Weise aus dem hellen, fast weißen Felsgestein<sup>35</sup> aus Jurakalk heraussprengen ließen. Wie die Überlieferung erzählt, soll vom Bad Schinznach aus ein mächtig langer Stollen aufs „Felsennest der Habichtsburg“ (Habsburg) hinaufführen.

Aber nicht immer und überall hat man nur gegraben und gesprengt, es wurde auch da und dort Abraum (Abfall) aufgeschüttet oder manche Bodenvertiefung künstlich aufgefüllt, z. T. bloß durch Kehricht.

Der Bau der Schweiz. Nord-Ostbahn (Nazi-Bahn) warf in den Siebziger-Jahren sogar einen riesigen Damm aus Schottern und Kiesen nördlich unserer landschaftlich so anziehend gebetteten Stadt bis zu großer Höhe auf, fraß dann aber andererseits auf Othmarsingen zu einen tiefen Graben in das schöne, sanft geschwungene Gelände. Man muß schon eine der idyllischen und so liebenswürdigen alten Ansichten unseres Städtchens, etwa die reizende Darstellung von R. Lee-  
mann<sup>36</sup> aus den Vierzigerjahren (?) in den Händen halten, um zu ermessen, wie durch die unsinnige Aufschüttung das harmonische, von jedem Beschauer als wohltuend und ausgeglichen empfundene Bild, arg verwüstet worden ist. Die Entwicklung unserer Ortschaft ist dadurch brüsk in eine ganz andere Richtung gedrängt worden.

Hin und wieder mag man sich mit einem Anflug von Unwillen, ja Bitterkeit fragen, auch dann, wenn etwa Steinbrüche ein fein gefügtes und geschlossenes Naturbild brutal zerreißen oder schwere Wunden in die freundliche Anmut oder stille Größe einer warm und schön verklingenden Landschaft schlagen: „Muß das alles so sein?!“

Ein Trost, es ist Menschenwerk und alles Menschenwerk ist vergänglich. Die Natur wird wieder gut machen, was Menschen sündigten. Sie hat Zeit, und Zeit heilt alle Wunden . . .!

<sup>35</sup> Weißer Jurakalk, sog. Malm (Wangener/Gelßbergsschichten).

<sup>36</sup> Lenzburg, aufgenommen zwischen der mittlern und untern Mühle, auf Stein gezeichnet von R. Rey.

## Die Eiszeit.

Die Herausmodellierung unserer Gegend aus Sandsteingrund ist zur Hauptsache eine Leistung der Eiszeit! Die „kalte Epoche“ war der Bildhauer, welcher das Relief unserer Heimat in den wesentlichsten Zügen gestaltete und ihm durch die Bedeckung mit Gletscherschutt, Lehm und Geschiebe seine besondere Note verlieh.

Diese frostigkühle und jedenfalls auch niederschlagsreiche Eis- und Gletscherzeit ist ein sehr eigenartiger und bedeutsamer Zeitabschnitt in der Naturgeschichte unserer Heimat gewesen. Ist es nicht zum verwundern, ja mutet es nicht geradezu unglaublich an, daß einstmals Gletscherungetüme bis nahe vor die Tore unserer heutigen, so schön gelegenen Stadt gekrochen sein sollen? Und dennoch muß das einmal alles Wirklichkeit gewesen sein. Die Gelehrten haben im Laufe der Zeit, gewiß oft zur eigenen Überraschung, zahlreiche und untrügliche Beweise, welche diese merkwürdigen Verhältnisse auch auf Lenzburger Boden klar und deutlich dartun, aufgefunden.

Und es ist nicht einmal so lange her, seitdem bei Seon oben oder im nahen Othmarsingen drüben schwer wuchtendes Gletschereis blinkte. Immerhin sind seither manche Jahrzehntausende, von Menschen nicht gezählt, ins Grab gesunken<sup>37</sup>.

Es wäre ein großer Irrtum zu denken, daß sich die Eiszeit bei uns durch furchtbare Kälte angemeldet und gehalten hätte. Berechnungen haben gezeigt, daß die mittlere Jahrestemperatur in der Diluvialzeit, wie man die große Eiszeit auch nennt, nur um etwa 3—5 ° C niedriger gewesen sein kann, als es jene unserer Tage ist. Diese „kalte Epoche“, um einen Ausdruck Goethes zu verwenden, zeichnete sich weit mehr durch große winterliche Schneefälle und kühle, nasse Sommer aus, denn durch schreckliche Kälte.

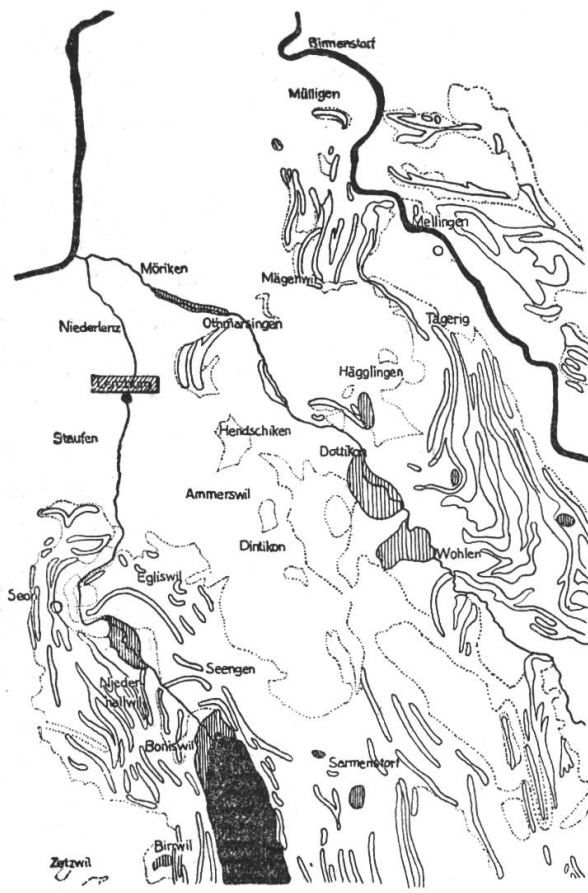
Wir wissen schon seit langem, vor allem durch die ausgezeichneten Untersuchungen einer ganzen Reihe hervorragender schweiz. Naturforscher<sup>38</sup>, daß die Gletscherzeit immer wieder von lange dauernden und teilweise sehr trockenen Zwischenzeiten, den sog. Interglacialzeiten<sup>39</sup>, unterbrochen war.

An der Oberflächenformung unseres Molasselandes, besonders an seiner reichen Zerfurchung, kommt den Zwischenzeiten der bedeutendste Anteil zu! Sie haben in des Wortes wahrster Bedeutung die „einschneidendsten“ Veränderungen hervorgerufen.

<sup>37</sup> So hat beispielsweise der Zürcher Geologe Dr. J. Hug berechnet, daß ungefähr 12,000 Jahre vergangen sind, seitdem die Gegend zwischen Zürich- und Walensee eisfrei geworden ist.

<sup>38</sup> Im Aargau war es vor allem der außerordentlich tüchtige Geologe Professor Dr. F. Mühlberg, s. Zt. Lehrer für Naturgeschichte an der Aarg. Kantonsschule.

<sup>39</sup> Vom latein. inter = zwischen und glacialis = eisig, also „Zwischeneiszeit.“



Nach Dr. Alfred Amster, M. Hefti - Gysi 1934

Die nebenstehende Zeichnung möchte ein Bild geben von dem großen Reichtum unserer Gegend an Zeugnissen der Eiszeit. Derselbe ist für die Schweiz und weit herum geradezu einzigartig! Die gebogenen Streifen sind größtenteils Endmoränenwälle, die langgezogenen, wüstringförmigen Gebilde zeigen Seitenmoränen an. Die schraffierten Flecken bezeichnen heute noch bestehende oder ehemalige „Moose“, das sind mehr oder weniger sumpfige Stellen. Sie sind offenbar die letzten Überreste ehemaliger Moränenstauseen. Der „Moosweiher“ im Bodenfeld hinter unserm Goffersberg ist jedenfalls auch der letzte Rest eines solchen Seeleins. Feuchte Stellen in der Umgebung unserer Stadt sind da und dort eingetrocknet worden, z. T. noch bemerkbar. Lindwald (Römerstein!), gewisse Stellen im Lindfeld (Rinnsal vom kleinen Römerstein her), Moosweihergebiet und Wildenstein-Böllli. Lehmschichten haben hier überall, weil wasserundurchlässig, das Naß nicht ablaufen lassen.

Vor Anbruch der Gletscherzeit<sup>40</sup> füllte ein kolossaler, auch mächtig dicker Sandsteinguß, ein Erzeugnis des vorausgegangenen Erdzeitalters, den weiten Raum zwischen Jura und Alpen. Die damalige, ziemlich ebene, jedoch etwas geneigte Landoberfläche müssen wir uns bedeutend höher gelegen denken, als sie es heute ist. Ein Ausblick vom wunderbar aussichtsreichen Maiengrün gegen Westen, ist in dieser Beziehung sehr aufschlußreich. Man glaubt noch die von den Alpen her bis zum Jura hin mäßig niedersteigende alte Oberflächenabdachung deutlich zu erkennen<sup>41</sup>.

Die Alpen, unsere „ewigen“ Berge, sind heute nur noch Ruinen ihrer einstigen Größe. Das Wasser, das sie über die schief geneigte Ebene hinab schickten, grub Furchen und Gräben, schließlich breite

<sup>40</sup> Gesamte Dauer der Eiszeit. Man schätzt sie gegenwärtig auf mindestens 650,000 Jahre! Während derselben 4 oder 5, event. noch mehr Gletschervorstöße.

<sup>41</sup> Diese Oberfläche reichte in unserm südlichen Kantonsteil bis auf die Höhe des Birrwiler Horns (772 m), das ist der auffällige Waldbuckel über dem freundlich am Steilhang des Homberges nistenden Dörfchen Birrwil. Weiter südlich ist es die walddreiche Anhöhe des Stierenberges (874 m), westlich vom Dorfe Menziken, welche die ehemalige Landoberfläche markiert.

Rinnen, die zu richtigen Tälern wurden, in die nicht sehr harte Unterlage aus sandigem Stein. Man kann diesen Vorgang durch einen einfachen Versuch sehr hübsch nachahmen. Das Rezept dazu lautet wie folgt: Man bestreiche ein großes Brett dick mit Lehm, bringe es in schiefe Lage und lasse vom obern Rande her über die ganze Fläche Wasser hinunter laufen. Im Kleinen können wir dann einen Vorgang beobachten, der ins Große übertragen, als Erosion (d. i. die Zernagung und Auswaschung der Gesteine durch die Kraft des fließenden Wassers) für das Schweiz. Mittelland und damit auch für unsere Gegend die hervorragendste Bedeutung erlangte. Auf diese Art sind die Täler des südlichen Aargaus, also unser Bünz-, See- und Wynental entstanden! Wenn sich ein solches Fluß- und Talsystem mit einem andern kreuzweise überschneidet, bildeten sich zwangsläufig Inselberge. Unser Schloß- und Stauffberg sind solche!

Solange die schweren Eiszungen des Alpengebirges unsere Täler ausfüllten<sup>42</sup>, war die gesteinszerfressende und ausschwemmende Tätigkeit der Flüsse nur gering, aber in den langen Pausen der Zwischenzeiten konnten die schnell und ungestüm zu Tal eilenden Wasserkraft in die Tiefe sägen und allmählich von den Mündungen her in die Breite nagend, ganze Täler ausspülen.

In dieser Hinsicht ist vor allem die Zeit nach der zweiten Vergletscherung bedeutungsvoll gewesen! Während schon im ersten Interglacial über 50 m tiefe Talrinnen in die ehemalige Hochfläche eingerissen wurden, nagte der „Zahn der Zeit“ in der nachfolgenden, sehr lange andauernden zweiten gletscherfreien Pause, mit geradezu unheimlicher Kraft in die Tiefe. Die Arbeit des fließenden Wassers brachte es damals mit ihrer vier- bis sechsfachen Erosionskraft im Vergleich zur vorhergehenden, geradezu auf einen Rekord. Die Flüsse mit ihrem starken Gefälle wurden durch die Scheuer ihres mitgeschleppten Gesteinsmaterials zu eigentlichen Riesensägen, die oft schon in kürzester Zeit selbst harte Gesteine durchzuschneiden vermochten<sup>43</sup>. Die Sohlen der Talschaften, welche damals geschaffen wurden, liegen alle 20—60 m tiefer, als die heute von uns geschauten! Alle Ortschaften, welche die Talgründe

---

<sup>42</sup> Täler, in denen Eiszungen lagen, werden nach oben nicht schmaler, im Gegenteil oft sogar noch breiter! Aushobelung durch die gleitenden und scheuernden Gletschermassen. Sehr schöne Beispiele hierfür sind das Reuß-, See- und Suhrental.

Täler, welche außerhalb der letzten Vergletscherung lagen, wie das lieblich idyllische Eulen-Mühle (im Volksmunde Heuel-Mühle geheißen)-Tälchen bei Hunschwil drüben, verengern sich gegen das obere Ende zu rasch.

<sup>43</sup> Ein Paradebeispiel, viel gerühmt und viel bestaunt, ist die Aare-Schlucht im Berner Oberland.

des Reuß-, Bünz- oder Seetales und die weiter westlichen Täler besiedeln, sind also nicht auf die richtige, eigentliche Talsohle gebaut, sondern auf die später entstandene, welche durch das ausgeschwemmte Trümmermaterial unserer Gletscher um manche Meterzehnt höher hinauf gesetzt wurde. So steht auch unsere Stadt zum weitaus größten Teil nicht auf festem, „gewachsenem“ Felsen, sondern auf ausgeschwemmtem Gletscherschotter, vielleicht 20–50 m über dem felsigen Grund, der bei uns, wie schon erwähnt, überall Sandstein ist.

Während die Spuren und Zeugnisse der vier ersten Eiszeiten in unserm engern Umkreise entweder ganz ausgetilgt oder nur sehr schwer zu erkennen sind, hat der letzte Gletschervorstoß in der fünften Eiszeit Urkunden niedergelegt, die wirkungsvoll und bedeutsam bis auf die Gegenwart geblieben sind. Für uns Lenzburger sind dieselben insofern besonders wichtig, als sie den eigentlichen Grund und Boden zu unserer Stadt bauen halfen. Bis Seon hinab reichte in dieser fünften und vielleicht letzten von Gletscherhauch umwehten Zeit, die ungeheuerliche Eismasse. Sie warf dort, später auch noch talaufwärts einen Stirnwall hinter dem andern auf und schickte in der drohendsten Zeit sogar noch einzelne Spritzer in Form von leicht gekrümmten, flachen Stirnwällen bis in die Gegend des heutigen „Tannlihages“.<sup>44</sup> Wild brausende und jäh reißende Wasser entstürzten dem unabsehbaren Eisdome, der sich schlangengleich im fernen Dunst der eisumpanzerten Gebirge verlor<sup>45</sup>. Launenhaft hin und her pendelnd, kollernd und gurgelnd, ergossen sich die Gletscherfluten

---

<sup>44</sup> Von Othmarsingen her drohte die Eisflut, welche den „Römerstein“ aus den Gebirgen Uris auf ihrem gleißenden, kalten Rücken bis zu uns hinab getragen. Auch sie züngelte gierig noch weiter talauswärts (siehe Neujahrs-Blätter 1934, Abbildungen auf Seite 34 und 37). Es hätte nicht viel gefehlt, so wären beide Gletscherzungen, jene aus dem Seetal und die von Othmarsingen her über der Stelle, wo sich später das erste Lenzburg niederließ, zusammengestoßen.

<sup>45</sup> Diese letzte Eiszeit brachte auch eine eigenartige Tierwelt, vorwiegend nordisch-alpinen Charakters, in unsere Gegend. Ein großer Teil ihrer Repräsentanten rettete sich noch in die langsam wärmer werdende Nacheiszeit hinein, wanderte aber mit den schmelzenden, etappenweise sich zurückziehenden Gletschern den Bergen oder dem Norden zu oder ist inzwischen ganz ausgestorben.

Neben Eisfüchsen, Alpenhasen und Schneemäusen, die sich durch die tarrende Tracht ihres weißen Wollhaarkleides vor ihren Verfolgern schützten, lebte auch das Murmeltier und der Steinbock vor den nachmaligen Toren unserer Stadt. Der Boden zitterte unter den schweren, dumpfen Schritten des riesigen Mammut, einer Elefantenart, die in der Jetztzeit ganz ausgestorben ist. Sogar eine Rhinocerosart (das wollhaarige) stapfte mürrisch und angriffslustig durch Moräste und weite, sumpfige Talebenen. – Mammutfunde bei Mülligen und Hausen, auch sonstwie in unserer Nähe, deuten darauf hin, daß diese Gewaltskerle, mit einem dichten, rotbraunen Haarkleid vor der Unbill der Witterung geschützt und mächtige S-förmig gekrümmte Stoßzähne tragend, in unserer Gegend gar nicht selten waren.



n die Talweite. Schotter und Kies, Sand und Lehm wurden in riesigen Massen ausgeleert und aufeinander geschichtet, auch dann noch, als die Herrschaft des eisiggrimmigen Talvogtes bereits zu Ende ging. So wurde die große Ebene aufgeschwemmt, welche heute von Seon her wuchtig ausladend, die große Talmündung einnimmt und ihre Schuttmassen bis zu den Auenwaldgründen der Aare hinab breitet.

Mit Unrecht würde man aber diese in vielen Beziehungen gewiß schrecklichen Eisbedeckungen und das wiederholte dräuende Vorstoßen bis in unsere Nähe, nur in den grauen, kalten Farben des Todes malen. Den Gletschern verdanken wir doch schließlich unsern ertragreichen Boden. Prof. Mühlberg hatte sicher recht, wenn er sagte, daß dieser Boden „in Folge der feinen Verteilung der aus verschiedenen Gesteinsarten entstandenen Mischung und der Lockerheit und gleichzeitigen Bündigkeit des Moränenmaterials sich durch große Fruchtbarkeit auszeichne. In solchen Gebieten rühme der Landwirt die Tiefgründigkeit und Fruchtbarkeit seiner erntegesegneten Scholle mit den Worten: „Unter meinem Acker liegt noch ein Acker“<sup>46</sup>.“

---

Ein sehr interessanter Fund wurde im Jahre 1875 gemacht, da man anlässlich der Aushebung des Eisenbahneinschnittes zwischen Brugg und Hausen in etwa 40 Fuß Tiefe auf die Überreste eines gewaltigen Mammutzahnes stieß. Herr Kreisförster Häusler von Lenzburg, welcher auf den Fund aufmerksam geworden, konnte durch einen sofortigen Bericht an das Oberforstamt eine Sistierung der Arbeit von Staatswegen und eine unverzügliche genaue Untersuchung erreichen. Leider erfüllten sich die Hoffnungen, daß man ein ganzes wohlerhaltenes Skelett zutage fördern möchte, nicht, da die Arbeiter schon vorher aus lauter Gleichgültigkeit den größten Teil desselben mit dem Kies und Sand weggeführt hatten.

<sup>46</sup> Dieser Ackerboden entsteht durch die Verwitterung der verschiedenen Gesteine. Meistens ist er stark mit den Überresten von verwesenden Pflanzen und Tieren, dem Humus, durchsetzt. Das in den Boden sickende Wasser, durch Zersetzung der Humusstoffe mit Kohlensäure gesättigt, löst gewisse Bestandteile der Gesteine auf. Kiesereiches Gestein zerfällt allmählich zu Grus. Aus Kalksteinen wird der kohlensaure Kalk weggeführt, es bleiben Sand und Ton zurück. Das Regenwasser macht durch Auslaugung der obern Bodenlagen, die Ackererde nach und nach kalkärmer. In tiefern Schotterschichten wird derselbe wieder ausgeschieden, diese verkitten dadurch im Laufe der Zeit zu Nagelfluh. Unsere Kulturböden sind aus dem eben erwähnten Grunde meistens kalkarm. Der Sauerstoff der Luft färbt die grünlichen oder blaugrauen Eisenverbindungen, die mehr oder minder in fast allen Gesteinen vorhanden sind, in braune und rote Stoffe um. Der Frost sprengt und zerbröckelt rissig gewordene Felsen allmählich zu feiner Erde. Der Schotter, auf dem Lenzburg steht, kann bis 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> m tief hinab verwittern, er stellt, als ein kunterbuntes Gemenge sehr verschiedenartiger Steine eine glückliche Mischung der verschiedenen Nährstoffe, welche die Pflanzen zu ihrem Gedeihen brauchen, dar. Der Molassesandstein, welcher den Untergrund unserer Stadt bildet, enthält im Gegensatz dazu nur wenig Nährstoffe, noch schlimmer steht es mit dem Kalk des Juras. Dafür hat die Eiszeit mit ihrem Gletscherschutt unsern Boden geradezu gedüngt.

Nacheiszeit und Eiszeit haben dem Anlitz unserer Heimat die letzte Ausprägung gegeben. Sie bereiteten den Grund und Boden, auf welchem unsere Stadt emporgewachsen ist. Auf ihren Auswirkungen ruht letzten Endes unser ganzes Dasein.

In der Geschichte unseres Landes sind diese beiden Erdepochen jedoch nur ein kurzer Abschnitt. Ihnen ist die ungeheuer lange und wandlungsreiche Zeit der frühern Erdzeitalter vorausgegangen, welche den Untergrund zu unserm heutigen Heimatbilde bauen halfen.

Während die vorliegende Darstellung versucht hat, das Werden unseres heutigen Heimatgrundes zu schildern, möchte es einem Beitrag des nächsten Jahres vorbehalten bleiben, die Entstehungsgeschichte des geologischen Untergrundes unseres Heimatbodens zu beschreiben. Gegenwart und fernste Vergangenheit werden sich dann zum Ring, der als Erdenschicksal auch unsere Heimat umfassen hält, sinnvoll zusammenschließen . . . .

---

## **Pädagogische Aphorismen**

---

**Mache den jungen Menschen schon früh aufmerksam auf die erhabene Mutter Natur, auf ihre Schönheiten und Kräfte.**

**Zeig ihm doch, wie das größte Glück des Menschen in der Erfüllung seiner Pflichten bestehe.**

**Lehr' ihn die Tugend als eine immer segnende und tröstende Freundin und Begleiterin durchs Leben achten und lieben.**

**Zurück doch zur Natur als unserer obersten Lehrmeisterin. Sie soll die unverfälschte Grundlage sein und bleiben, darauf wir unsere Pädagogik bauen und den Maßstab unserer Anforderungen stellen.**

**Die Natur und das Leben sollten das große Anschauungsmaterial bilden für die Schule und den Unterricht.**

**Ein Erzieher sollt' an jedem Tage beten: Herr, lehre mich mein Amt am Kinde recht vertreten.**

**Joh. Burkart †**

(Aus: Pädagogisches Album,  
ein Vademecum für Lehrer und Eltern).